

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Barackenleben

Hesekiel, Ludovica

Berlin, 1872

XIV. Von einem amerikanischen Doctor und einem einigen Deutschland

[urn:nbn:de:bsz:31-78954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-78954)

XIV.

Von einem amerikanischen Doctor und einem einigen Deutschland.

Wenn ich einmal ein Buch über die originellen Menschenkinder schreiben wollte, denen ich in meinem Leben begegnet bin, so dürfte Dr. L. nicht darin fehlen. Dr. L. war ein Nord-Amerikaner, a Virginia-Man, wie er selbst voll Stolz bemerkte, hatte vor drei Jahren eine geliebte Frau mit ihrem Kinde begraben und war nach Deutschland gegangen, um in der Fremde bei neuen Studien seinen Schmerz zu vergessen. An einem Preussischen Lazareth hatte er eine Anstellung genommen aus Begeisterung für die „hübschen braven Soldaten des lieben alten Königs Wilhelm“ wie er sich ausdrückte, und ihrer Behandlung unterzog er sich mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihres Gleichen suchte. Vom Morgen bis zum Abend war er in den Baracken, nach dem Verbinden saß er in einem Lehnstuhl im Saal, las seine Zeitung, schrieb Briefe, aber immer war er mitten unter seinen Kranken, oft bis

nach Mitternacht. Unaufhörlich sann er über Verbesserungen des Systems nach, überall legte er selbst Hand an, ja zu meinem Entsetzen entdeckte ich ihn eines Morgens auf dem Dache, wo er eine schadhafte Stelle desselben untersuchte. Eine eigenthümliche Mischung von Pedanterie und Poesie ging durch seine Natur, mit glänzenden Augen erzählte er die märchenhaftesten Träume von Zauber-
gärten und schwarzlockigen Jungfrauen, declamirte englische Gedichte, ließ sich mit seiner Schwerfälligkeit im Deutsch-
Sprechen lächelnd necken und war dann plötzlich wieder über eine ganz harmlose Bemerkung tagelang verlezt. Dr. T. war nicht nur streng kirchlich gesinnt, sondern auch ein eifriger Freimaurer und pflegte seine Sympathien ebenso unumwunden zu äußern wie seine Antipathien, zu denen hervorstechend die Oestreicher und Kalbsbraten gehörten. Gewöhnlich kam er von dem einen auf die andern und warf sie in der drolligsten Weise durcheinander. Auf seinen Doctor-Titel war er so stolz, daß es kein besseres Mittel gab ihn zu erzürnen, als wenn man ihn einfach Mr. T. anredete. Bei allen Wunderlichkeiten aber die ihm eigen waren, hatte er sich die Achtung Aller, die im Lazareth mit ihm zusammen kamen, erworben, und ungern nur sahen wir ihn scheiden, als ihn plötzlich das Heimweh in sein Vaterland zurücktrieb. Zuweilen hatte er einen ihn

ganz eigenen trockenen Witz, der ihm gar nicht übel stand und am Mittags-Tisch oft helles Gelächter hervorrief. Im Scherz hatten wir ihn den Vater genannt, im Gegensatz zu der Dame, die damals den Vorsitz am Tisch führte und die wir „Lazareth=Mutter“ nannten, weil sie nicht nur am Tage den Baracken sich widmete, sondern auch Nachts dort schlief und Alles, was sich im Lazareth vereinsamt fühlte, in ihren mütterlichen Schutz nahm; die Gräfin=Mutter war Mutter des Ganzen, die Frau Rätthin die Mutter des Einzelnen und Dr. T., der ja auch über die Jugendblüthe hinaus war, stand ihr als Vater würdig zur Seite. Zwiste zwischen Vater und Mutter rief meist der Kalbsbraten hervor, den der Doctor nun einmal nicht essen wollte oder sein Zuspätkommen, denn bei aller Pedanterie war Pünktlichkeit beim Essen nicht seine Haupttugend. — Großen Antheil nahm er an der durch den Krieg herbeigeführten politischen Entwicklung Deutschlands und übertrug diese Vorliebe für ein einiges Deutschland sogar auf seine Wissenschaft. Unter seinen Patienten befand sich ein verwundeter Preuße, bei dem eine Transplantation angewendet werden sollte; das heißt eine große Wundfläche sollte durch Auflegen von Haut schneller vernarben, und Dr. T. benutzte nun außer der eigenen Haut des Kranken noch die dreier Anderer, die

mit ihm auf derselben Baracke waren, und als die Operation vorüber war, sagte er lachend: „Wissen Sie warum ich gerade die drei ausgesucht habe? Weil der Eine davon ein Bayer, der andere ein Württemberger und der dritte ein Sachse ist, wenn diese viererlei Haut nun zusammen heilt, hat er ein einiges Deutschland auf seinem Arm!“ Der Gedanke war so köstlich originell, daß ich den Kranken nachher nie ohne Lachen sehen konnte, und auch den Anderen bereitete es viel Spaß, sie erkundigten sich jeden Tag nach dem einigen Deutschland, für das sie ihre Haut hingegeben hatten, ebenso freudig wie für das wirkliche Deutschland ihr Blut. — Ein böses Omen für das einige Deutschland aber war es, daß die fremde Haut nicht anheilen wollte und Dr. T. bemerkte ärgerlich: „In der Preussischen Haut steckt etwas Besonderes; sie fügt sich und heilt an, aber die Fremden fügen sich ihr nicht und heilen nicht!“ Selbst auf dem Arm eines bleffirten Kriegers hatten die Süddeutschen Mißtrauen gegen Preußen und wollten sich ihm nicht anschließen, Preußen mußte wirklich allein bleiben auf der Wunde, die fremde Haut fiel ab und vertrocknete, gerade wie der Sturm aus den schwarz-weiß-rothen Fahnen auf den Baracken mit Vorliebe die rothen Streifen herausriß, so daß eines schönen Morgens die alten schwarz-weißen Fahnen lustig im Winde

flatterten. Ich will gestehen, daß ich es mit stillem Vergnügen bemerkte, trotz aller Begeisterung für das neue deutsche Reich, das Redwitz damals noch nicht in 500 Sonnetten besungen hatte — wenigstens hatte ich sie noch nicht gelesen. Aus deutschen Sonnetten machte sich unser Amerikaner nicht viel, aber desto mehr aus deutschen Instrumenten. In Bezug auf seine Messer und Scheeren war er ein Verschwender, sie mußten die feinsten Elfenbeingriffe haben, und wenn er eins seiner Bestecke öffnete, blitzte und flimmerte es darin von allerfeinstem Stahl, alles mit einer Zierlichkeit auf Sammet geordnet wie das Schmuckkästchen einer Salon-Dame; aber die Einigkeit Deutschlands hatte er doch nicht dauernd herstellen können. Das müssen wir Deutschen wohl ohne amerikanische Beihülfe selbst versuchen!